

**Handke**

Ein dämonischer
Wanderer: „Mein Tag
im anderen Land“
SEITE V

Spectrum

SAMSTAG, 27. MÄRZ 2021 DIE PRESSE.COM/SPECTRUM

Die Presse

Die Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem dokumentiert in neun Galerien die Geschichte der Judenverfolgung. [Foto: Menachem Kahana/AFP via Getty Images]

Wir sollten verstanden haben, dass es in Auschwitz zwar geendet, aber nicht begonnen hat. Und uns muss klar sein, dass die Geschichte des Holocaust nicht zur Ausgrenzung anderer oder zur Abwertung ihrer Leiden taugt. Über koloniale Verbrechen, Achille Mbembe und den Historikerstreit 2.0, der gerade mit Vehemenz geführt wird.

Von Dirk Rupnow

Wer darf gedenken – und wie?

Aus dem Inhalt

Ein schwarz-weißes Blatt

„Expedition Europa“: Martin Leidenfrost besichtigt eine norwegische und eine moldawische Zeitungsredaktion. SEITE II

Und jetzt, Musik!

Beim Festessen ergänzen sich Musik und Kulinarik aufs Feinste: Sie sind nur in dem einen Moment zu bewundern, zu verkosten und zu genießen. Von Eike Rathgeber. SEITE III

Der Rotz des Lebens

Bruno Jasienski 1936 entstandene satirische Novelle „Die Nase“ ist eine Metapher über Rassenwahn und Antisemitismus. Von Vladimir Vertlib. SEITE IV

Wankendes Weltbild

Stadtfahrt aus Berlin: Was tun, wenn der hilfsbereite Nachbar in der Provinz das Horst-Wessel-Lied singt? Juli Zehs Roman „Über Menschen“ zeigt die Schwierigkeiten und Überraschungen des Lebens. Gelesen von Linda Stitt. SEITE V

Schuld und Vergebung

Wundersame Mischung aus Märchen, Tragödie und Science-Fiction-Geschichte: Christoph Ransmayrs „Der Fallmeister“. Von Susanne Schaber. SEITE VI

Amt mit Ausblick

Neues Amt in der Ortsmitte: das neue Gemeindezentrum von Großweikersdorf in Niederösterreich. Franziska Leeb zu Besuch im Weinviertel. SEITE VII

IMPRESSUM: SPECTRUM

Redaktionelle Leitung: Mag. Bettina Eibel-Steiner

Zeichen der Zeit: Mag. Linda Stitt

Architektur: Dr. Antonia Barboric

Literatur: Dr. Harald Klauhs

Anschrift: 1030 Wien, Hamburger Straße 33

Telefon: 01/51414-Serie

Fax: 01/51414-345

E-Mail: spectrum@diepresse.com

Mehr im Internet: diepresse.com/spectrum

Zur Erinnerung an den 75. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz-Birkenau fanden in Israel und Polen knapp hintereinander zwei Gedenkveranstaltungen statt. Die erste in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem, 50 Staats- und Regierungschefs nahmen daran teil. Die zweite, wenige Tage später, vor dem ikonischen Torhaus zum Vernichtungslager Birkenau, ebenfalls mit zahlreichen internationalen Gästen. Ein weiterer Beleg für die erfolgreiche globale Institutionalisierung des Holocaust-Gedenkens? Tatsächlich handelte es sich um zwei miteinander konkurrierende Veranstaltungen – auf Grund eines Streits, wer bei welcher Gelegenheit sprechen dürfe: Zeichen des äußeren heftig geführten „Memory War“ zwischen Polen und Russland um den Zweiten Weltkrieg, seine Vorgeschichte, polnischen Antisemitismus und russische Nachkriegspolitik.

Zum Gedenken an das Kriegsende im Mai veröffentlichte dann der deutsche Außenminister Heiko Maas gemeinsam

mit dem Direktor des Münchner Instituts für Zeitgeschichte, Andreas Wirsching, einen Text im „Spiegel“: „Allein Deutschland trägt die Verantwortung für den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust. Wer daran Zweifel sät und andere Völker in eine Täterrolle drängt, der fügt den Opfern Unrecht zu“, hieß es da. Der in Kanada lehrende polnische Historiker Jan Grabowski schrieb in der israelischen Tageszeitung „Haaretz“ eine entristete Erwiderung: Dass deutsche Politiker und Akademiker die ausschließliche Verantwortung übernehmen wollen, sei ja ehrenwert, doch solch eine Position erlaube es anderen europäischen Ländern, sich vollkommen frei von Mittätern- und Komplizenschaft darzustellen. Konkret verwies er dabei auf die derzeitige Geschichtspolitik von Staaten wie Polen und Ungarn.

Wiederum einige Monate später, anlässlich des Gedenkens an die Novemberpogrome, luden die Vereinten Nationen zu einer Diskussion mit dem Titel „Holocaust

Education in Crisis“: Immer mehr Untersuchungen machen deutlich, dass es nicht gut bestellt ist um die Kenntnis historischer Sachverhalte und Zusammenhänge. Solche Umfragen kennen wir auch in Österreich: vor allem, aber nicht nur SchülerInnen und Jugendliche können Antisemitismus nicht definieren, kennen keine Opferzahlen oder Tatorte und auch keine relevanten Akteure und Akteurinnen außer Adolf Hitler, Oskar Schindler und Anne Frank. Haben Wissenschaft und Pädagogik, Universitäten, Schulen und Gedenkstätten also versagt – auch angesichts des Anstiegs antisemitischer und rassistischer, illiberaler und antidemokratischer Tendenzen?

Gleichzeitig wird nach der Tötung von George Floyd durch Polizeisten in Minneapolis letzten Mai weltweit wieder die mörderische Gegenwart und Alltagslichkeit von Rassismus diskutiert. Im Zuge der BlackLivesMatter-Demonstrationen kam es in vielen Ländern zu Attacken auf Denkmäler – von Sklavenhändlern, Sklavenhaltern und Kolonialherren.

Hervorgegangen ist daraus auch eine intensive Debatte darüber, welche Geschichten unreflektiert im öffentlichen Raum sichtbar sind, welcher Personen öffentlich gedacht wird und welche Perspektiven dabei ausgeblendet bleiben – vor allem die Gewaltgeschichte des Kolonialismus und der Erfahrungen der Opfer.

Geschichtspolitik und Erinnerungskultur sind wieder in der Diskussion, keineswegs abgekühlt, sondern heiß, mit hohem Konfliktpotenzial. Passend dazu läuft im deutschen Feuilleton eine immer heftiger geführte Debatte, die schon als „Historikerstreit 2.0“ bezeichnet wurde: die Diskussion um den kamerunischen Historiker Achille Mbembe, einer wichtigen Stimme des Postkolonialismus, übersetzt in zahlreiche Sprachen, Träger einer Reihe prestigeträchtiger Auszeichnungen. Er hätte im Sommer 2020 die Eröffnungsrede bei der Ruhrtriennale halten sollen. Doch bevor dieses Festival Corona-bedingt abgesagt wurde, forderte

ein FDP-Politiker, Mbembe müsse ausgeladen werden: Er habe nicht nur Israels Umgang mit den Palästinensern, sondern auch den Holocaust mit dem südafrikanischen Apartheidsystem verglichen und unterstütze zudem die Boykott-Bewegung gegen Israel. Der Antisemitismusbeauftragte der deutschen Bundesregierung erklärte, ein Auftritt Mbembes sei politisch nicht tragbar, weil er den Holocaust relativiert und das Existenzrecht Israels infrage gestellt habe.

Im Historikerstreit Mitte der 1980er-Jahre – einem weitgehend bundesdeutschen Binnendiskurs, während Österreich mit der NS-Vergangenheit von Kurt Waldheim beschäftigt war – ging es um die Frage, ob die nazistischen nicht „nur“ eine Antwort auf sowjetische Massenverbrechen gewesen seien. Dass die Debatte über die Singularität des Holocaust aus Sicht der Geschichtswissenschaft wenig produktiv gewesen ist, scheint mittlerweile Konsens zu sein. Das heißt nicht, dass sie für das bundesrepublikanische Selbstverständnis kurz vor der „Wiedervereinigung“ irrelevant war. Unbestritten ist die Singularität jedenfalls nie gewesen. Und sehr rasch wurden ihr auch deutsche Opferdiskurse – Stichwort: Bombenkrieg und Vertreibungen – zur Seite gestellt.

Nun gilt es zu diskutieren, ob neben der institutionell abgesicherten Holocaust-Erinnerung noch Platz ist für die Verbrechen des Kolonialismus und die Geschichte, aber auch Gegenwart des Rassismus. Mit dem Historikerstreit 1.0 – kurz vor dem Ende der kommunistischen Regime in Osteuropa – wurde die Konkurrenz zwischen nazistischen und stalinistischen Verbrechen vorgezogen, die die europäische Erinnerungslandschaft in den letzten 30 Jahren geprägt und gespalten hat. Während diese inner-europäischen Konflikte fortwirken, wie an den zwei Auschwitz-Befreiungsfeiern zu sehen war, werden sie doch zunehmend überlagert und abgelöst vom globalen Konkurrenzverhältnis zwischen Holocaust und Kolonialverbrechen.

Die Konfliktlinien in der jetzigen Diskussion verlaufen jedoch nur teilweise zwischen Ländern inner- und außerhalb Europas, sondern vor allem mitten durch unsere hochgradig diversen, postmigrantischen

Fortsetzung Seite II

Ana Luísa Amaral

Utopien

Habe das Notwendige zusammengetragen: das Fenster fast eine Tür übers Meer. Sofa mit Armlehne, vier Uhr zehn am Nachmittag.

Das Thema sollte sein: wohin der Blick am fernsten reicht und was ein Blick nicht mehr erreicht

In erträumter Vollkommenheit ein noch utopischer Arm über die Armlehne fließend: vollkommene Pose

Aber: so viel Felsen erfüllt die Pupille, so nah der Mohn und so wirklich

wie im Vers: eine Wüste der Sinne, buntscheckige Schnecke, Kakteen treibend über Trüghildern führen sich auf als Kathedralen

Utopias

Juntei o necessário: janela quase porta sobre o mar, sofá de braços, quatro e dez da tarde

Tema devia ser: o que olhar mais chegasse e o que não chegasse do olhar

Em perfeição sonhada, mais utópico braço escorregando no braço do sofá: pose perfeita

Mas: tanta rocha a inchar pupila, as papoulas tão perto e tão reais

que no verso: um deserto de sentidos, caracol colorido, cactos escorregar sobre a miragem, fingindo catedrais

Trübe Zeiten

Hier war ich schon einmal vor Jahrhunderten, damals als Leben Sterben war, langsam. Ein Mond ging unter, farbig, ein kleines Rechteck von Meer.

Flüchtige Flamme von Feuchtigkeiten einkreisen, die Mitte des Zufalls kühlen. Ich war hier schon vor vielen Jahrhunderten, und was die Zeit zu sterben angeht: eine trübe Zeit.

Vom Weg her das wiederkehrende Lied, noch mehr Dinge, ein Gebet in Gestalt eines Nichts aus Alabaster, ein Regenschirm, sein inzwischen zerschissenes Tuch

Ich war hier nicht wirklich damals, da Leben Sterben ist, so langsam. Man lasse den Mond ergrauen. Und streiche das Rechteck von Meer.

Ana Luísa Amaral ist 1956 in Portugal geboren und hat in Lissabon Anglistik studiert. 1990 debütierte sie als Lyrikerin. Ihre Gedichte sind dem Band „Was ist ein Name“ entnommen, der von Michael Kessler und Piero Salabé übersetzt in der Edition Lyrik Kabinett bei Hanser, München, erschienen ist.

Dirk Rupnow: Wer darf gedenken - und wie?

Gesellschaften. Schon in den vergangenen zehn Jahren war unter der Überschrift „das Unbehagen an der Erinnerungskultur“ nicht nur über eine zunehmende Ritualisierung, Routinisierung und damit Entleerung des Holocaust-Gedenkens diskutiert worden, sondern es wurde auch die Frage aufgeworfen, ob und wie dieses Gedenken Menschen einzubinden vermag, die zwar hier leben, aber keine familiäre Verbindung zur Geschichte des „Dritten Reichs“ haben. Mit dieser Frage hat sich der US-amerikanische Literaturwissenschaftler Michael Rothberg intensiv beschäftigt. Sein zum Klassiker avanciertes Buch „Multidirektionale Erinnerung. Holocaustgedenken im Zeitalter der Dekolonisierung“ aus dem Jahr 2009 ist gerade auf Deutsch erschienen, und so wird die Mbembe-Debatte.

Indem er zeigt, wie antikonkretionale Autoren wie W. E. B. DuBois und Aimé Césaire in den frühen 1950er-Jahren in ihrer Auseinandersetzung mit Kolonialismus und Rassismus auf den Holocaust und die Geschichte des Antisemitismus Bezug nehmen, macht er Möglichkeiten und Vorbilder für ein sich gegenseitig befruchtendes und solidarisches Erinnern sichtbar. Erinnerung sei kein Nullsummenspiel, in dem unterschiedliche Gewaltgeschichten in Konkurrenz zueinander stehen und sich gegenseitig Aufmerksamkeit und Bedeutung rauben. Auch ihm wird nun vorgeworfen, den Holocaust zu relativieren.

Im deutschen Feuilleton geht es mittlerweile – mit keineswegs abklingender, sondern immer größerer Vehemenz – nicht mehr nur um die Einzigartigkeit oder Beispiellostigkeit des Holocaust, um das Verhältnis von Holocaust und Kolonialismus und überhaupt um die Bedeutung der Kolonialgeschichte, sondern auch um das Verhältnis von Antisemitismus und Rassismus sowie um postkoloniale Theorien und die Wissenschaftsfreiheit. Im Dezember 2020 begründeten die LeiterInnen zahlreicher großer deutscher Wissenschafts- und Kulturinstitutionen die „Initiative GG 5.3 Weltöffentlichkeit“ – unter Verweis auf den Grundgesetz-Artikel, in dem die Freiheit von Wissenschaft und Kunst garantiert wird. Sie fordern in ihrem Plädoyer, „marginalisierten und ausgeblenden Stimmen, die für kulturelle Vielfalt und kritische Perspektiven stehen“, Aufmerksamkeit zu schenken und Raum zu geben.

“
Wenn wir den Holocaust nur von seinem Ende her denken, dann wird ein „Wehret den Anfängen!“ nicht mehr funktionieren.

ben. Das im Februar 2021 in die Öffentlichkeit getretene „Netzwerk Wissenschaftsfreiheit“ beklagt sich währenddessen über einen angeblichen Konformitätsdruck in der Forschung und Lehre. Dahinter steht das Gespenst einer „Cancel Culture“, über die man sich derzeit ebenso gerne aufregt bzw. lustig macht wie über sogenannte Gutmenschen, Political Correctness und eine gendergerechte Sprache.

Der postkolonialen Theorie wird inzwischen sogar eine strukturelle Nähe zum Antisemitismus vorgeworfen, analog dazu, dass Antisemitismus gerne als ein ausschließlich importiertes Phänomen beschrieben wird, dass sich nur in migrantischen bzw. muslimischen Communities finde, aber nicht mehr bei der autochthonen Bevölkerung. Eine als wahnhaft beschriebene linke Identitätspolitik wird währenddessen von einigen Kommentatoren

als gefährlicher und zerstörerischer angesehen als die Identitätspolitik von AfD und den Identitären. Hineingezogen in den Zusammenhang wird auch die Debatte um die Rückgabe afrikanischer Kunstwerke in europäischen Museen. Auf der anderen Seite wird eine selbstgefällige „deutsche Erinnerungsüberlegenheit“ kritisiert, die glaubt, sie könne die gelungene Aufarbeitung der deutschen Massenverbrechen für sich reklamieren und die daraus eine moralische Überlegenheit ableitet.

Die Holocaust-Erinnerung wird derzeit an vielen Orten zur ethnischen Abschottungsideologie umfunktioniert, zum Argument für Doppelstandards und Rassismus – und nicht als Lehrstunde gegen Rassismus und Ausgrenzung und für Empathie und Inklusion verstanden. Diese Entwicklungen wurden von Gavriel Rosenfeld als „Aufstieg illiberaler Erinnerung“ beschrieben. Auch die Vereinnahmung von NS-Opfern wie Anne Frank und Sophie Scholl durch Rechtspopulisten und Corona-Leugner ist Teil dieses irritierenden Phänomens. Elemente solcher „illiberalen Erinnerung“ finden sich jedoch nicht nur in den neuen „illiberalen Demokratien“, die seit 2008 entstanden sind, sondern weit darüber hinaus. Eine exklusive Erinnerungskultur, die nicht-europäische Horizonte und Erfahrungen, vor allem auch die Gewaltgeschichte des Kolonialismus ausblendet, könnte sich allerdings als äußerst toxisch für unsere postmigranti-

schen Gesellschaften mit ihrer radikalen Diversität erweisen – eine Diversität, die immer noch nicht anerkannt wird, obwohl sie längst unser aller Alltag ist.

In Österreich gibt es übrigens keinen eindrucksvolleren Beleg für diese alltägliche Diversität als die Opferbilanz des Terroranschlags am 2. November 2020 in einem Ausgehviertel in Wien, unmittelbar vor den Toren des jüdischen Stadttempels: Unter den vier Toten und 23 Verletzten waren Österreicher und Österreicherinnen mit nordmazedonischer und chinesischer Abstammung, daneben Deutsche, Schweizer, Slowakinnen, eine Bosnierin, eine Chinesin, ein Luxemburger und ein Afghane.

Die Frage, wie mit muslimischem Antisemitismus umgegangen werden kann, ist wichtig. Doppelstandards sollten allerdings keine Antwort darauf sein. Weder ist die Diskriminierung bestimmter Gruppen weniger dramatisch als die anderer, noch darf der Antisemitismus autochthoner Österreicher und Österreicherinnen ausgeblendet werden. Am 27. Januar das hohe Lied des Holocaust-Gedenkens anzustimmen, kann auch nicht als glaubwürdig gelten, wenn in der folgenden Nacht in Österreich geborene Kinder aus Flüchtlingsfamilien mit Polizeigewalt außer Landes gebracht werden. Ebenso wenig, wie sich geschlossene Grenzen für Flüchtlinge mit Lehren aus der Geschichte des Holocausts in Einklang bringen lassen.

Wenn wir den Holocaust nur von seinem Ende her denken, dann wird ein „Wehret den Anfängen!“ nicht mehr funktionieren. Die Lehre aus dem historischen Geschehen ist ja gerade, wachsam zu sein. Und wir sollten verstanden haben, dass es in Auschwitz zwar geendet, aber nicht begonnen hat. Gleichzeitig muss klar sein, dass die Geschichte des Holocaust nicht zur Ausgrenzung anderer oder auch nur Abwertung ihrer Leiden taugt.



DIRK RUPNOW

Universitätsprofessor am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck und derzeit Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät. Rupnow ist Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Wiener Wiesenthal Instituts für Holocaust-Studien VWI und forscht zur Geschichte des Holocaust, zu Migration und Diversität sowie Fragen von Erinnerungskultur und Geschichtspolitik.

Ein einziges schwarz-weißes Blatt

Expedition Europa: zu Besuch in einer norwegischen und einer moldawischen Zeitungsredaktion.

Von Martin Leidenfrost

„Christen müssen jeden Muslim lieben. Ich war aber viel im Nahen Osten ...“

Ich konnte kaum glauben, welchen Respekt diese evangelikalen Exoten in Norwegen genießen. Die Chefredakteurin von „Klassekampen“ schrieb für 100 Jahre „Dagen“ eine zärtliche Gratulation, der Chef der Sozialdemokraten gibt „Dagen“ gern Interviews. Norweger, sagte Selbekk, sehen ihre weltanschaulichen Gräben „entspannt“.

Als das europäische Land mit der geringsten Verbreitung von Tageszeitungen machte ich den Kosovo aus. Dann drehte mein Flieger vor meinem Besuch bei „Koha Ditore“ wegen Schlechtwetters über Prishtina um, mir fiel ein, dass im einwohnerreichen Moldawien überhaupt keine Tageszeitung mehr übrig geblieben war. Täglich kommt nur die moldawische Ausgabe des Moskauer Boulevardblatts „Komsomolka“ heraus, die moldawischen Zeitungen er-

scheinen alle nur noch wöchentlich oder im Internet. Zwischen den geostrategischen Polen gewann ich die „Moldova Suverană“ lieb, rumänischsprachig, aber kritisch gegenüber dem Westen. Sie ist ein einziges großes schwarz-weißes Blatt, und kommt als letzte Zeitung noch zwei Mal wöchentlich raus. Auch „Moldova Suverană“ schwächelt, viele Artikel sind von der Sozialistischen Partei übernommen, seine Form hält nur ihr wüster Leitartikler, der aus Rumänien stammende Ex-Agent Mihai Contiu, ein Cowboy-Macho mit weißer Mähne und geschwungenem Schnauzbart.

Ich ging ins Kischinauer „Haus der Presse“, in einen Bienenstock von Verlagen und Firmenbüros. Berlinskis Büro war versperrt, man hatte ihn „seit Ewigkeiten nicht gesehen“, die Redaktionsräume hinter den Milchglaswänden waren verwaist. Nur in einem kleinen Büro plauderten zwei alte Herren. „Sie sind hier beim Pornohöft“, scherzten sie. Der Ältere war hier eingemietet, war Trainer, prorumanischer Kriegsheld, Kämpfer für die Legalisierung von Nutzhanf und dank seiner GRU-Ausbildung im Totstellen aus transnistrischer Haft entflohen. Der Jüngere war prorusisch, hatte erfolglos die KP-Jugendzeitschrift übernommen, hatte für die Komsomolka unter Pseudonym aus dem Donbas berichtet und tischte mir, als ich dann bis in den Abend mit ihm rumfuhr, allerhand Prahlereien auf. Beide waren unsicher, ob die „Moldova Suverană“, die ich in der Hand hielt, noch existierte.

Bei „Dagen“ ging ich beeindruckt raus, nur mein Geständnis, dass ich vor den Augen meiner Kinder schon Alkohol getrunken hatte, schuf eine unangenehme Distanz zu den puritanischen norwegischen Abstinenzlern. Als ich bei der „Moldova Suverană“ rausging, war ich ohne Alkohol besoffen.